

Die Familie März im Zeichen des März 1938

Von Eveline März



Es war in Wien, im März 1938, als es meinem Vater zum letzten Mal möglich war, meinen Großvater März zu sehen. Ihre Lebenswege trennten sich jäh von heute auf morgen (und nicht mehr übermorgen), und das Netzwerk von familiären Beziehungen, welche trotz des natürlichen Generationswechsels und verschiedenartiger Konzeptionen bezüglich der Realisierung von geistigen und weltlichen Aspirationen sehr miteinander verflochten waren, dieses europäische Netz wurde nun gewaltsam durchschnitten.

Die innerhalb des noch bestehenden traditionellen jüdischen Familienverbandes eher formale Nuancierung, eine Definition der sozialistischen Gesinnung betreffend, war nicht mehr salonfähig; die Relativierung von Grundwerten war nicht mehr möglich. Der brutale Wendepunkt des März '38 hat die Familiendiskussionen um den Speisezimmertisch in Fragen der Weltanschauung (wobei mein Großvater eher still und zurückgezogen war, die Onkel dafür umso vehementer debattierten) drastisch unterbrochen und auch endgültig abgebrochen. Das Schicksal einer österreichisch-jüdischen Familie (die Formulierung „alt-österreichisch“ erscheint mir zu hochgestochen) wurde kraß untergraben, und dennoch paradigmatisch hervorgehoben. Die Zäsur des März '38 hat

Absolutheitswert: Alles, was vor- und nachher in den Familienlegenden geschah, muß direkt oder auch indirekt darauf bezogen werden.

Paradigmen? Wie kann ich von meiner Familie in paradigmatischer Form sprechen? Menschen sind doch Individuen, Einzelpersonen und keine Paradigmen! Mein Vater und mein Großvater erscheinen mir als ganz unvergleichliche und einzigartige Menschen, und ich habe das Glück, mich auf gewichtige Meinungen stützen zu können — obzwar hier (und in der jüdischen Geschichte überhaupt) nicht nach mathematischer Wahrheit und Objektivität gesucht wird! Und doch — während ich diese Zeilen schweren Herzens und nur sehr unvollständig nach dem plötzlichen Ableben meines unvergeßlichen Vaters abfasse — komme ich mir wie mein eigenes Paradigma des Jahres 1938 vor. Und dennoch bin ich eine Ausnahme; ich, die noch in Wien im August 1938 in einem katholischen Krankenhaus zur Welt kam, obwohl es schon offiziell verboten war, jüdische Kinder in öffentlichen Spitälern zu gebären. Mein Vater, der nicht mehr in Wien war, lernte mich zunächst (und, wer hätte das geglaubt, fast drei Jahre lang) über Briefe kennen, sah mich durch die gütigen Augen meines Großvaters, der dennoch nicht einer präzisen Optik entbehrte. Großvater mußte nämlich genau sein, er war Uhrmacher von Beruf und überhaupt ein sehr pflichtbewußter Mensch. Ja, auch Juden waren pflichterfüllte Menschen; wenn ich an die Familie meines Vaters ostgalizischen Ursprungs aus Brody denke, verspüre ich keinen Hauch von Chasidismus, eher fallen mir die „Gerechten“ von Wilna ein...

Großvater nahm all seine Aufgaben ernst, und dies erbte mein Vater vom Großvater. Also war es fast eine „heilige“ Pflicht, das neue Menschenkind zu studieren und zu beschreiben, auch wenn dies in den Novembertagen um die Kristallnacht zu geschehen hatte, man sich Selbstzensur auferlegte und nichts von den schrecklichen Ereignissen schriftlich zum Ausdruck brachte — und dennoch muß ich ergänzen, was zwischen den Zeilen in den Briefen der Großeltern an meinen Vater (bereits in der Türkei gelandet) steht, nämlich: daß mein Großvater zwei-

schendurch die Pflastersteine im Prater zu reiben hatte. Wir besitzen nämlich drei Briefe vom November 1938, abgesandt aus der Vorgartenstraße 203 im zweiten Wiener Gemeindebezirk an meinen Vater in Istanbul. Meine Mutter und ich hatten soeben die gekündigte Wohnung der Großmutter mütterlicherseits im neunzehnten Bezirk verlassen und waren in der Leopoldstadt eingetroffen.

Wenn man diese kostbaren, in den klaren Schriftzügen meiner Großeltern verfaßten Briefe liest (oft vermag ich es nicht, zu sehr wird man von den Emotionen übermannt; es gibt nämlich eine Zuschrift vom Großonkel Julius Komrower, Bruder der Großmutter März, pensionierter Gymnasialprofessor für Griechisch und Latein und „natürlich“ braver Veteran des Ersten Weltkrieges, der sich für quasi unantastbar hielt und 1942 das letzte Mal bei der Sammelstelle vor der Reichsbrücke gesichtet wurde), wenn man diese menschlichen Dokumente aus dem finsternen Jahr 1938 betrachtet, die eine eigenartige Schichtung aus unterdrückter Auseinandersetzung mit der grausamen Wirklichkeit darstellen und nur höflich die Spitze des Eisberges erblicken lassen, dann wird eines doch sonnenklar: Es gab noch so etwas wie ein Ringen um die Menschenwürde. Ich glaube, daß diese Menschenwürde sowohl meinem Vater wie auch meinem Großvater das Kostbarste auf Erden gewesen ist, und es ist beiden geglückt diese Menschengabe beizubehalten, als sie jeweils unter verschiedenen widrigen Umständen Österreich oder, genauer gesagt, Großdeutschland im März 1938 bzw. Jänner 1939 verließen. Da trennten sich aber die Wege endgültig, auch wenn eine seelische Verbundenheit noch blieb, die auch in der späteren Korrespondenz zwischen den Vereinigten Staaten und dem damaligen Palästina durchscheint — bis zum Ableben des Sigmund Schmerl März am 19. April 1943, am Erev Pessach, 14. Nissan 5703. Mein Großvater liegt im alten Friedhof von Givatayim bei Tel Aviv begraben, und seiner Enkelin geben die hebräischen Buchstaben Sinn und Inhalt. Für mich ist es das schönste Grab, das ich auf dieser Erde gesehen habe.

Beim Großvater ist es passend, das hebräische Datum zu zitieren; auch wenn er im religiösen Sinn eher Skeptiker gewesen ist und durchaus kein typischer Ostjude war (wenn man typisieren darf). Sigmund S. März liebte Gustav Freytag und hatte sein in Wien erlerntes Uhrmacherhandwerk in Biel und Neuchâtel in der Schweiz um die Jahrhundertwende vervoll-

kommt. Aber auch sein Hebräisch versuchte Sigmund Schmerl März, fast fünfundsechzigjährig, nach seiner Ankunft im Gelobten Land zu vervollkommen. Auch dieses Studium nahm er ernst.

Aber ich greife vor: Es gelang meinen Großeltern noch, in Würde Wien zu verlassen. Was sich hinter den Kulissen abgespielt haben mag, scheint nicht gerade eine Bilderbuchgeschichte gewesen zu sein (ich habe mir einiges aus Erzählungen und Briefen zusammengereimt). Aber wer will schon die Hintergrunddetails, wenn es ums Überleben geht, beschönigen: Da gab es eine Korrespondenz kreuz und quer zwischen Wien, Tel Aviv, Istanbul und Manchester (dort saß tatsächlich der sprichwörtliche reiche Onkel). Trotz der Umstände gab es leider so etwas wie gekränkte Eitelkeit, aber die erweiterte Familie hielt recht gut zusammen, und die guten Großeltern konnten sich retten. Sie gelangten auf dem Seeweg nach Haifa, und als mein Onkel Alfred sie vom Schiff abholte, hielt mein Großvater vor allem den Käfig mit dem Kanarienvogel fest, den ihm meine Mutter Jahre zuvor geschenkt hatte. Laut Aussage von Tante und Onkel: „Das Lebende sollen sie dort nicht behalten dürfen.“ Aber dies war noch Anfang des Jahres 1939, und schon damals blieben die Worte meinem Großvater in der Kehle stecken...

Nicht, daß mein Großvater ein Illusionist gewesen ist. Als die Gerüchte um die Greueltaten im Dritten Reich Ende 1942, Anfang 1943 unüberhörbar wurden und dennoch nicht in gleicher Weise von allen Familienmitgliedern in Tel Aviv realisiert wurden, das heißt die Schwelle zur Bereitschaft des Wahrhabens und zur Akzeptanz verschieden war (die Familie in Tel Aviv bestand damals aus Großvater März und Großmutter Marie Chane März; der älteren Schwester meines Vaters, Laura, ihrem Mann Alfred Rosegg, der als Chauffeur bei der britischen Luftwaffe in Ägypten diente, letztere schon seit 1937 in Palästina, und meinem Cousin Michael, der 1939 glücklicherweise in Tel Aviv zur Welt kam) — da soll Großvater Sigmund laut Aussage meiner Tante Laura keinen Augenblick gezögert und ganz kurz gesagt haben: Ja, er glaube schon, daß diese Schreckensmeldungen wahr seien. War das die Lehre aus Gustav Freytags „Soll und Haben“?

Sowohl mein Großvater wie auch mein Vater starben an Herzversagen. Meinem Vater war es gegönnt, einen raschen Tod zu finden. Er starb am 9. Juli 1987 (bei meinem Vater ist es nicht passend, das hebräische Datum

zu zitieren, als Fleißaufgabe tue ich es dennoch: es war der 12. Tamuz 5747). Mein zeitgeschichtsbewußter Vater verabsäumte es nicht, seinem Tode einen Symbolcharakter zu verleihen. Am selben Vormittag überprüfte er stundenlang ein Interview für eine neue Fernsehsendung über die Erste Republik, die ab November 1987 ausgestrahlt wird. Eduard März hatte Wien so schnell nach dem Anschluß verlassen müssen, weil er als politisch und rassistisch Verfolgter doppelt gefährdet war. Zufall, daß mein Vater



Sigmund S. März

fast sofort nach Überprüfung des Fernsehinterviews in der Straßenbahn auf dem Weg in die Wiener Innenstadt kollabierte und verstarb... Sehr schmerzlich für viele Menschen, aber wenigstens sinnvoll...

In der Lebensbetrachtung offenbart sich ein Makrokosmos bei meinem Vater, Prof. Dr. Eduard März (jüdischer Name: David), mit einem Doktorat in Nationalökonomie und Wirtschaftsgeschichte der berühmten Harvard-Universität, der bereits 1937 berufen in Paris gewesen war, dann Wien 1938 verließ, um über die Schweiz, über Holland, Dänemark, Polen, Bulgarien in die Türkei zu gelangen, 1940 über Odessa, Kiew, Moskau mit der transsibirischen Eisenbahn nach Wladiwostok fuhr, weiter per Schiff über Japan nach Vancouver und Seattle gelangte (es existiert ein sentimentales Photo, noch auf dem Schiff aufgenommen, auf dem er die amerikanische Flagge hält), dann weiter nach New York zu Silvester 1940/41, und die Weltumseglung schließlich im Jahr 1952 bei seinem Wiederein-

treffen in Paris vollendete... Im Vergleich dazu bewegte sich mein Großvater Sigmund Schmerl März scheinbar im Mikrokosmos. Tatsächlich aber sprengte auch mein Großvater, in seinem Wissensdrang ein Autodidakt, den ihm gegebenen Rahmen. Sein Leben bewegte sich zwischen dem Geburtsort Brody, Ostgalizien, Wien, der Westschweiz, dann „zurück“ nach Lemberg, wieder Wien und schließlich und endlich Tel Aviv.

Vom Vater meines Großvaters März weiß ich so gut wie nichts, von der Urgroßmutter März weiß ich mehr. Ich kann nicht Urgroßvater März schreiben, weil wir eigentlich Zyman heißen sollten. Nicht, daß mein Großvater Sigmund und sein Zwillingbruder uneheliche Kinder gewesen wären, aber die jüdische Ehe wurde von den zuständigen Behörden nicht gesetzlich anerkannt, und so heißen wir März. Die Zwillingbrüder März kamen am 22. September 1873 in Brody auf die Welt. Brody, die Stadt des Joseph Roth. Mein Onkel Leo Komrower (Bruder des reichen Onkels), der 1974 in Manchester verstarb, war mit Joseph Roth im selben Gymnasium.

Meine Urgroßmutter März führte eine Greißlerei in Brody. Als ihr Mann Zyman früh verstarb, schickte sie die erst zwölfjährigen Söhne in die Lehre nach Wien, wo sie als Halbwaisen Aufnahme in jüdischen Familien fanden, und beide erlernten das Uhrmacherhandwerk. Vom Zwillingbruder meines Großvaters und seinen Nachkommen weiß ich herzlich wenig. Es gab noch karge Kontakte bis nach dem Ersten Weltkrieg, als der Zwillingbruder recht früh verstarb. Dann riß die Verbindung mit der Witwe März und deren zwei Kindern völlig ab. Es hieß, daß sie nach Amerika wollten. Ob sie diesen Plan tatsächlich ausgeführt haben, wissen wir nicht.

Mein Vater erzählte mir, daß er erst viel später den wahren Grund des Bruches verstanden hätte. Dieser Familienzweig war zum Christentum übergetreten. Großvater März tolerierte alles, nur nicht das. Mein Vater hat sich an die nie ausgesprochene Weisung seines Vaters gehalten. Er ist niemals aus der israelitischen Kultusgemeinde ausgetreten, obzwar er erst in den letzten Jahren seines Lebens sich voll mit seinem jüdischen Erbe aussöhnte. Großvater März brachte schon seine Jugendzeit in Wien und liebte die Kaiserstadt über alles. Besonders liebte er Schönbrunn, und in den ganz wenigen freien Stunden der Woche am Sonntag (Samstag oder Schabbat arbeitete er!), pilgerte er gerne hinaus.

Meine Urgroßmutter März verstarb gegen Ende des Ersten Weltkrieges in Brody. Mein Vater, der am 21. Dezember 1908 in Lemberg auf die Welt kam, erinnerte sich noch an eine sehr liebe, rotbackige kleine Frau. Die ersten sechs Jahre seines Lebens, bis zum Ersten Weltkrieg, verbrachte er in Lemberg, und die Urgroßmutter wurde wenigstens einmal im Monat in Brody besucht. Mein Großvater März, der eine Uhrmontagefabrik in Lemberg mitbegründet hatte, hatte es zu einigem Wohlstand gebracht. So gab es eine ruthenische Amme und eine polnische Haushälterin. Aber dieser Wohlstand hielt nicht lange an. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, mußte mein Großvater einrücken. Die Familie flüchtete zunächst im Viehwagen nach Budapest und einige Wochen später nach Wien. Nach dem Krieg reparierte Großvater März fünfzehn Jahre lang Uhren in der eigenen Wohnung, bis er es zur kleinen Werkstatt in der Haidgasse beim Karmelitermarkt brachte. Er liebte das Familienleben und überhaupt die kleinen Freuden des Lebens. Zur Großmutter März sagte er immer wieder: „Die Suppe ist gut, Marie.“

Die Familie März war musikalisch, und trotz Geldknappheit lernte meine Tante Laura Klavier (sie absolvierte später die Akademie und wurde Klavierlehrerin) und mein Vater lernte Geige. Für die Öffentlichkeit war mein Vater später der Gelehrte, langjähriger Leiter der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung der Wiener Arbeiterkammer, aber auch Fachmann für Bankengeschichte und Honorarprofessor an den Universitäten Salzburg und Wien. Aber dies verdeckte den musischen Menschen Edi März, und ich empfinde die Liebe zur Musik als großes und beglückendes Erbe, auch wenn meine eigene Begabung sich in bescheidenen Grenzen hält. Aus der entfernten Kindheit in Boston erinnere ich mich noch an meinen Geige spielenden Vater. In den fünfziger Jahren wieder in Wien, erkannte mein Vater bei einem Konzertbesuch einen früheren Freund, nun Konzertmeister der Wiener Symphoniker. „Siehst Du“, sagte er, „so weit hätte ich es auch bringen können!“ Vater hatte es nämlich bis zu Mendelssohns Violinkonzert gebracht.

Mein Vater besuchte die Volks- und Untermittelschule in Wien und dann die Textilfachschule. Zunächst dachte man an die Verwandtschaft in Manchester. Aber eine solche Laufbahn sagte meinem Vater langfristig nicht zu, und nach wenigen Jahren in einer Textilfirma — es war die Zeit der Weltwirtschaftskrise —

wurde er 1932 arbeitslos. Nun beendete er schnell sein Studium an der Hochschule für Welthandel und begann Staatswissenschaften an der Universität Wien zu studieren. 1933 erhielt Dkfm. Eduard März erstaunlicherweise eine Position an der neugegründeten Filiale der IBM in Wien, der International Business Machines Corporation, damals schon eine aufstrebende Firma; aber die Technisierung der Bürowelt war gerade in eine revolutionäre Phase getreten. Das Glück, eine solche Position im düste-



Eduard März

ren, arbeitslosen Wien der dreißiger Jahre innezuhaben, kann kaum überzeichnet werden, so kraß war die Diskrepanz zwischen der damaligen Realität und der Vorstellung einer heilen Arbeitswelt.

Umso erstaunlicher war die Tatsache, daß mein Vater seine politische Tätigkeit noch „halblegal“ nach dem Februar '34 weiterführte. In den frühen dreißiger Jahren war er schon in der linkssozialistischen Bewegung aktiv gewesen, sein Engagement sollte auch seine dichterische Leidenschaft anfeuern, die vor allem im politischen Kabarett ihren Ausdruck fand und beim Publikum Furore machte. Natürlich war dies im Ständestaat nicht mehr möglich, aber immerhin öffnete Viktor Matejka als furchtloser Volksbildner und Obmann meinem Vater die Türen zu den Wiener Volkshochschulen, wo er einige Semester lang bis zum Redeverbot im Sommer 1936 (marxistisch interpretierte) Nationalökonomie vortrug. Es war ein fruchtbarer Boden für geistige und freundschaftliche Begegnungen mit einem Edgar Zilsel und einem Otto Neurath.

Er erzählte mir, daß die amerikanische Firma etwas von seinem „Doppel- leben“ ahnte, ohne sich darum zu kümmern. Dennoch war es ein gefährliches Spiel, und es gehörte auch eine Portion Glück dazu.

Aber schon damals manifestierte mein Vater seine große Begabung, sich gegen den Strom zu stellen und sich dennoch in der Realität zu behaupten, eine Gabe, die er für den Rest seines Lebens beibehielt. Die Zugehörigkeit zur politischen Linken hinderte meinen Vater nicht, in seinem Hauptberuf eine hohe Arbeitsqualität zu entwickeln, eine Eigenschaft, die ihn später in seiner leitenden Tätigkeit in der Arbeiterkammer begleitete (und als Devise, daß politische Tätigkeit keine Entschuldigung für eine Verringerung der Arbeitsqualität sei).

Die Arbeit bei IBM war eine Schicksalsfügung, die meinem Vater, meiner Mutter und auch mir das Leben retten sollte. Wer hätte das geglaubt, als meine Mutter die Zeitungsannonce der IBM entdeckte! Mein Vater fühlte sich später der IBM zu Dank verpflichtet; sie hatte uns die Flucht aus dem Nazi-Inferno ermöglicht und war finanziell großzügig gewesen. (Meine Mutter und ich konnten Wien am 17. Dezember 1938 verlassen, um in die Schweiz zu gelangen. Im April 1941 verließen wir Genf, um über Südfrankreich, Spanien und Portugal doch noch nach New York zu gelangen.) So fiel Vater der freiwillige Abschied von der Firma nach fünfzehnjähriger Verbundenheit (trotz Unterbrechungen wegen Kriegsdienst und Studium) nicht leicht, als er nach Erlangen des Doktorgrades an der Harvard-Universität sich zunächst für die akademische Laufbahn in den USA entschied. Ich glaube, daß ein Stück Herz meines Vaters in Amerika geblieben ist, auch wenn er sich später für Österreich entschied. Er wollte, daß wir Kinder in den USA leben sollten, und war froh, daß wir Studienjahre dort verbrachten. Eigentlich wollte er, daß mein Bruder und ich jeweils eine Laufbahn in den USA anstreben sollten.

In späteren Jahren erschien mir mein Vater in mancher Hinsicht fast als Sinnbild des pflichtbewußten österreichischen Beamten. Eine Art, zu kompensieren? Ich glaube, daß unterschiedlich die Ambivalenz bezüglich Österreich weiterexistierte (wie denn sonst?), aber durch eine sehr rege Arbeitstätigkeit verdeckt wurde. Mein Vater war ein „Arbeitstier“ — unzählige Artikel und auch Bücher wurden im Lauf von Jahrzehnten verfaßt, Vorträge im gewerkschaftlichen und wissenschaftlichen Forum abgehalten und auch Interviews gegeben. Mein

Vater wollte arbeiten, aber er mußte auch arbeiten — bis zum letzten Augenblick seines Lebens. Er konnte sich selber nicht erlauben, aufzuhören. Er konnte sich kaum jemals entspannen, vor allem nicht in Österreich und in Wien; gelegentlich nur, wenn er sich vom Epizentrum entfernte, und im Freundeskreis.

Für mich waren die glücklichsten gemeinsamen Jahre jene gegen Ende des Zweiten Weltkriegs in den USA. Wir lebten (dank des Krieges) im Süden, im historischen Virginia, in der im Stil des 18. Jahrhunderts wiedererstandenen Kleinstadt Williamsburg, in manchen Dimensionen ein Paradies auf Erden. Vor nicht allzu langer Zeit sagte mir mein Vater, daß wir dort hätten bleiben sollen! Mein Vater war ein fescher Matrose, besonders in der weißen Sommeruniform. Gegen Ende 1943 hatte man ihn doch in die Reihen der amerikanischen Streitkräfte aufgenommen. Zum eigentlichen Kampfeinsatz am Kriegsschauplatz kam es jedoch nicht. Für die Familieneinheit war dies ein Glück, im Fernen Osten wäre das Ende nicht voraussehbar gewesen. Nach der Grundausbildung und einer kurzen (aber schweren) Zeit bei Räumungsarbeiten in den Sümpfen von Virginia entsann sich die Navy eines besseren, und mein Vater wurde zum „War Orientation Department“ überstellt, wobei die in der Lesepraxis nicht sehr eifrigen Bürger des amerikanischen Südens auf ihre neuen Aufgaben vorbereitet werden mußten — also eine Lehrtätigkeit. Natürlich konnte ich relativ wenig von dieser Periode erfahren, aber sie muß für meinen Vater, damals Edward oder Ed Marz (ohne Umlaut), eine sehr positive Zeit gewesen sein. Der Untergang des Faschismus war vorauszu sehen, und der Kalte Krieg hatte noch nicht begonnen; wirklich eine Ära der Hoffnung auf ein neues Zeitalter.

Nach Kriegsende wurde Vater noch als Angehöriger (nicht Offizier) der Navy nach New York versetzt. Ein Teil der vielen Briefe an meine Mutter waren auch mir gewidmet. Es handelte sich um eine Geschichte in Fortsetzungen, vom Zirkusbuben Kuni, begleitet vom Bären Sami, dem Fuchs Skinnie und der Eule Wiese. In Wirklichkeit war die Tätigkeit meines Vaters gar nicht harmlos. Den Amerikanern waren

Kriegsdokumente beim Vormarsch in Deutschland in die Hände gefallen. Diese wurden kistenweise per Schiff nach New York geschickt, dann geschlichtet und auch übersetzt. Mandies war auch sehr heikles Material. Mein Vater tat sich bei den technischen Übersetzungen schwer. Erst zwei Wochen vor seinem Tod hat er mir den wahren Sachverhalt verraten.

Es existiert ein wunderbarer Brief, datiert vom 22. September 1942 (Boston, Massachusetts), von meinem Vater an die Familie in Tel Aviv gerichtet, noch aus der Zeit vor seinem Eintritt in die Navy. Ich zitiere daraus:

„... Heute ist (fast müßte ich sagen — war) Vaters Geburtstag. Ich habe viel an ihn und an Euch alle gedacht. Wie Ihr wohl diesen Tag verbracht habt. Ob Alfred bei Euch war... Ich weiß so wenig über Euer derzeitiges Leben. Und wie könnte dies auch anders sein. Eine wichtige — die wichtige Person — ist zur Familie dazugestoßen, die ich nur aus Beschreibungen kenne (mein Cousin Michael, E. M.). Ich mache mir auch wenig Vorstellung von dem Lande, in dem Ihr lebt. Merkt man viel vom Krieg in Tel Aviv? Gibt es viele junge Leute unter Waffen? Soviel ich weiß, gibt es noch immer keine jüdische Armee. Aber wahrscheinlich gibt es jüdische Wehrorganisationen und dergleichen. Hat Palästina seine landwirtschaftliche und industrielle Produktion in den letzten Jahren gesteigert? Gibt es noch immer — trotz Krieg — einen leichten Zustrom von Einwanderern? Das sind viele und nicht leicht zu beantwortende Fragen. Ich hätte gute Lust, noch weit mehr zu stellen...“

Gestern fing auch das neue jüdische Jahr an. Wir merkten davon wenig. Wie Vater mir einmal erzählte: Die Fische erzittern zwar im Wasser, aber der Bauer vor der Tür hackt ruhig Holz.

Seid Ihr sehr beunruhigt über diese (Entfremdung)? Ich glaube, daß Ihr mich auch in diesen Dingen nicht verändert finden würdet. Ich halte gerne Feiertage ein, unter jeder Ausrede — selbst der religiösen. Aber für Feiertage ist jetzt nicht die Zeit. Weder kennen die Verteidiger von Stalingrad Feiertage (diese wunderbaren Menschen, für die wir unaussprechliche

Bewunderung empfinden), noch dürfen wir sie kennen, solange diese abscheuliche braune Pest wütet. Aber selbst der Pest wird in Rußland ungemütlich kalt. Ich wollte, dieser Winter wäre schon angebrochen...“

Auf Alfreds letzten Brief habe ich noch immer nicht direkt geantwortet. Sicher meint er, daß ich einfach ein ziviler Schlappschwanz bin. Aber er muß meiner Beteuerung Glauben schenken, daß ich in den letzten Wochen eine verdammt gehetzte Existenz hatte... (Zu dieser Zeit sendete mein Vater Kurzwellen-Nachrichten ins besetzte Österreich, E. M.)

Habt Ihr meine letzte Geldsendung von ungefähr Anfang September erhalten? Hat Willie Euch wieder unterstützt? Auch ihm schulde ich einen Brief seit urdenklicher Zeit. Und sonst noch anderen zehn oder fünfzehn. Wie Ihr seht, führe ich nichts als unerledigte Korrespondenz.

Ich glaube, daß ich nun dem Beispiel meines Töchterchens folgen und mich ins Bett begeben werde. Sie schläft schon seit fast drei Stunden den Schlaf der Gerechten...“

Alles Gute für das Neue Jahr, und haschono habo — Ihr wißt schon, was ich uns allen inständigst wünsche.“

Ich trage einen wunderschönen Ring, von der Hand meines Großvaters März kurz nach der Jahrhundertwende für die Hand meiner Großmutter Marie als Verlobungsring gemacht. Der Ring blieb nicht in Lemberg, auch nicht in Wien, er gelangte nach Tel Aviv. Heute in Wien spricht man von einem Jugendstilring. Für mich birgt dieser Ring vor allem einen menschlichen Wert. Ich trage das Erbe von Großvater und auch Großmutter März auf meiner Hand, zusammen mit meinem Vater im Herzen. Die kleine Tochter meines Cousins Michael, die Urenkelin von Großvater März, wird den Ring erben. Mein Cousin Michael und ich sprechen Hebräisch miteinander, korrespondieren Hebräisch.

Ich denke über die Begrifflichkeit des Namens März nach: März 1848, März 1938. Im Englischen spricht man den Namen wie den Kriegsgott Mars aus. Im Hebräischen wird März punktiert zu Merez, in der Übersetzung: Energie. Dies alles hat Sinn und Bedeutung für die Familie März. Es heißen nicht viele Juden März.

DAS JÜDISCHE ECHO

ZEITSCHRIFT FÜR KULTUR UND POLITIK
HERAUSGEGEBEN VON DEN JÜDISCHEN AKADEMIKERN ÖSTERREICHS
UND DER VEREINIGUNG JÜDISCHER HOCHSCHÜLER IN ÖSTERREICH

Nummer I. Vol. XXXVI

Elul-Tischri 5748

Oktober 1987

